

Friedrich G. Friedmann
Amerikanische Gegenwart*

Die gegenwärtige Situation Amerikas läßt sich besser verstehen, wenn man sie vor dem Hintergrund der amerikanischen Geschichte, genauer der amerikanischen Kulturgeschichte betrachtet. Dies kann unter Benutzung verschiedener Begriffskategorien geschehen. Ich möchte mich im folgenden vor allem der Begriffspaare Einheit und Vielfalt, Idee und Wirklichkeit bedienen.

Unter Einheit einer Kultur oder Gesellschaft verstehe ich weder eine abstrakte Struktur noch einen Wert an sich, sondern ein Aggregat von Gemeinsamkeiten, die als Arbeitshypothese zur Lösung gesellschaftlicher Probleme dienen und dem Leben des einzelnen Sinn und Richtung geben können.

Da es sich bei Amerika nicht um ein Land handelt, das aus dem Dunkel der Vor- und Frühgeschichte organisch in das Licht der Geschichte hineingewachsen ist, sondern zu einem gewissen Zeitpunkt der Geschichte von Menschen mit ganz bestimmten Absichten und Aspirationen in einem von ihnen als geschichtlich leer angesehenen Raum – gleichsam ab ovo – gegründet wurde, spielen die intentionalen Gemeinsamkeiten eine besonders wichtige Rolle.

Einheit und Vielfalt

Unter dem Gesichtspunkt der Begriffe Einheit und Vielfalt kann man im Grund von zwei Phasen der amerikanischen Geschichte sprechen, wobei die erste durch die Entstehung der für die amerikanische Kultur charakteristischen Einheit, die zweite vor allem durch das Problem der Vielfalt innerhalb dieser Einheit gekennzeichnet ist.

In der ersten Phase, die von den Erkundungs-, Missionierungs- und Besiedlungsversuchen des 16. Jahrhunderts bis zur politischen Unabhängigkeit und nationalen Konsolidierung der 13 ehemals englischen Kolonien am Ende des 18. Jahrhunderts reicht, wurden die Gemeinsamkeiten erprobt und entwickelt. Dabei spielten englische Sprache und englisches „common law“ sowie die Traditionen des Puritanismus und der Aufklärung Lockescher Prägung eine entscheidende Rolle. Dieses geistige Erbe aus der alten Welt wurde den Anforderungen des neuen Kontinents angepaßt und bald durch spezifisch amerikanische Erfahrungen – etwa das Leben an der „frontier“ – ergänzt. Die mit der Unabhängigkeitsbewegung verbundenen kriegerischen Ausein-

* Text eines Vortrags bei einer Tagung der Katholischen Akademie in Bayern über die USA.

andersetzungen reduzierten zwischen 1775 und 1815 die Einwanderung auf ein Minimum und trugen so zur Festigung der amerikanischen Einheit und Eigenart bei. Danach begann die zweite Phase der amerikanischen Geschichte mit Masseneinwanderungen nichtenglischer, im amerikanischen Sprachgebrauch als „ethnisch“ bezeichneter Gruppen. Von den kritischen Problemen dieser bis in die jüngere Vergangenheit reichenden Phase seien das Problem der Regionen, das Verhältnis von Bund und Einzelstaaten und das wohl wichtigste Problem der Akkulturation ethnischer Gruppen genannt.

Die *Regionen* erhielten wirtschaftliche und politische Aktualität, als sich ernste Interessenkonflikte zwischen dem in rascher industrieller Entwicklung befindlichen Nordosten und dem von Monokulturen abhängigen Süden ergaben, wobei der Zankapfel eine dritte Region, nämlich der Mittlere Westen war. Präsident Lincoln verstand, daß „a house divided against itself“ nicht bestehen konnte, daß das für ein Überleben der Union notwendige Minimum von Gemeinsamkeiten durch die in der Sezession der Südstaaten zum Ausdruck gebrachten Gegensätze zerstört worden war und daß nur ein militärischer Sieg der Nordstaaten die Union wiederherstellen konnte.

Das *Verhältnis von Einzelstaaten und Union* – unser zweites Beispiel – ist verfassungsmäßig so geregelt, daß den Einzelstaaten all diejenigen Aufgaben und Zuständigkeiten überlassen bleiben, die nicht ausdrücklich als Domäne der Bundesregierung bezeichnet sind. Im Fall von Meinungsverschiedenheiten zwischen Einzelstaaten oder zwischen einem Einzelstaat und der Bundesregierung entscheidet der Oberste Bundesgerichtshof. Eine wesentliche Schwierigkeit liegt nun darin, daß die Verfassung keinen unmittelbaren und effizienten Weg vorsieht, Entscheidungen des Obersten Bundesgerichtshofs innerhalb eines Einzelstaats, einer Grafschaft oder eines Schulbezirks durchzusetzen. Dies ist besonders schwerwiegend, wenn, wie etwa im Fall der Integration der Schulen, Bundesgerichtshof und Bundesexekutive andere Überzeugungen vertreten als einzelstaatliche oder lokale Regierungsorgane. So mußten nach der Entscheidung des Obersten Bundesgerichtshofs von 1954, die nach Rasse getrennte Schulsysteme für verfassungswidrig erklärte, von seiten der Eltern diskriminierter Kinder kostspielige Prozesse geführt werden, um ihre Rechte verwirklicht zu sehen. Dies führte zu empfindlichen Verzögerungen und zu jener Enttäuschung der schwarzen Bevölkerung, die 1960 in der gewaltlosen Bürgerrechtsbewegung und seit 1965 in der militanteren Black-Power-Bewegung in Erscheinung trat.

Was unser drittes Beispiel, die sogenannte *Akkulturation von Einwanderern* verschiedener Abstammung betrifft, hat es vor allem in unserem Jahrhundert eine Reihe unterschiedlicher Interpretationen gegeben. Bis kurz vor dem ersten Weltkrieg dominierte die Vorstellung des „Anglo-Conformism“, die vom Einwanderer die vollständige Aufgabe altvertrauter Traditionen und die blinde und dankbare, weil eigentlich unverdiente Übernahme des „American Way of Life“ forderte. Es folgte die Idee des amerikanischen Schmelztiegels, in den die Eigenarten der verschiedenen Einwanderer geworfen wurden, um so zum Amalgam des neuen Menschen, des Amerikaners, beizutragen. Die Idee des Schmelztiegels wiederum wurde von der These der Integration

abgelöst, die eine Art von gleichwertigem Austausch von Eigenschaften zwischen Vertretern der amerikanischen Kultur und den Kulturen der Einwanderer vorsah.

Ich selbst halte eine Auffassung der Akkulturation für empfehlenswert, die man als Theorie der „doppelten Partizipation“ bezeichnen könnte. Man kann sie als eine allgemein anthropologische oder kulturgeschichtliche Überlegung formulieren, um sie dann auf die spezifischen Ereignisse der amerikanischen Geschichte anzuwenden. Im weiteren Sinn bedeutet diese Hypothese, daß der Mensch als kulturschaffendes Wesen gleichzeitig in einem übersichtlichen, konkreten Alltagsraum tätig ist und sich in einem weitgesteckten abstrakten oder ideellen Rahmen sieht. In dieser doppelten Partizipation nun findet er seine „identity“, seine persönliche und kulturelle Identität. Als Beispiel sei der antike Grieche genannt, der sich einerseits in seiner „deme“ oder „polis“ bewegte, sich andererseits als Mitglied einer umfassenderen hellenischen Welt empfand, oder der Bauer im mittelalterlichen Europa, der im Leben seines Dorfs aufging und gleichzeitig im Bann der Kirche sowie des Kaiserreichs stand.

Auf die Massenauswanderungen nach Amerika und die Akkulturation dieser neuen Einwanderer bezogen bedeutet unsere Hypothese, daß viele von ihnen aus solchen Dörfern stammten, die innerhalb einer – nationalen Gruppierungen übersteigenden – katholischen Kultur lagen. Der Akkulturationsprozeß in Amerika begann mit der materiellen und spirituellen Hilfe von seiten freiwilliger Organisationen, die von früheren Einwanderern ähnlichen Ursprungs getragen wurden. Durch diese Organisationen – Kirchen, Krankenhäuser, gesellige Vereinigungen und politische Klubs – lernte der Einwanderer, sein kleinräumiges Zugehörigkeitsgefühl von dem Geburtsort auf sein Ursprungsland zu übertragen. Als Ziel der großräumigen Identifizierung trat gleichzeitig Amerika an die Stelle der ursprünglichen religiösen oder politischen Katholizität. In anderen Worten: Im Prozeß der Adaption an Amerika wurde sich der Einwanderer seiner Ursprungsnationalität bewußt, während die Entwicklung dieses Bewußtseins ihm dazu verhalf, sich in seiner Weise zu amerikanisieren. So entstand die ethnische Gruppe und jene für die Amerikaner nichtenglischer Abstammung typische Identität des „hyphenated American“ oder „Bindestrich-Amerikaners“.

Wie stark das Streben nach einer solchen Identität auch im heutigen Amerika vorhanden ist, geht unter anderem daraus hervor, daß sich amerikanische Neger heute gern als Afro-Amerikaner bezeichnen. Es ist sogar denkbar, daß das starke Interesse, das so viele, anscheinend vollständig assimilierte amerikanische Juden am Staat Israel zeigen, mit einem Suchen nach einem wirklichen oder hypothetischen Heimatland zusammenhängt, das ihnen erst die wirkliche Identität als Amerikaner im Sinn der durch den Bindestrich ausgedrückten doppelten Partizipation erlaubt.

Daß die Akkulturation nichtenglischer Elemente keineswegs ein allgemeiner Wunsch der Vertreter der Einheitskultur war, geht schon in den Anfängen der englischen Kolonisation aus der Behandlung der Indianer und bald danach aus der Haltung gegenüber den „indentured serfs“, den Leibeigenen auf Zeit, vor allem aber den Negern gegenüber, hervor. Selbst im Sinn des „Anglo-Conformism“ waren *Indianer* und

Neger nicht akkulturationsfähig. Die indianischen Ureinwohner Amerikas wurden von der weißen Bevölkerung und der Regierung als unassimilierbare Kräfte angesehen, die der fortschreitenden „frontier“ im Weg standen. Diejenigen, die nicht in Kriegen, durch absichtlich eingeführte Krankheiten oder durch die systematische Dezimierung der Büffelherden vernichtet worden waren, mußten in Gegenden abwandern, die ihnen zwar vertraglich zugesichert, aber großenteils im Lauf der Zeit durch List und Betrug wieder entzogen wurden. Als sie endlich als „wards of the nation“ der unmittelbaren Fürsorge der Bundesregierung unterstellt wurden, verlangte man von ihnen eine völlige Umorientierung: sie sollten die Traditionen, vor allem das Gemeinschaftsleben mit seinem vielseitigen, sinngebenden Zeremoniell aufgeben und nach der Art des weißen Mannes in einem großenteils symbollosen, in erster Linie auf materiellen Erfolg ausgerichteten Individualismus leben. Im Fall der Neger war es die Institution der Sklaverei, die als Hindernis für eine Akkulturation gebraucht wurde.

Andererseits duldet die amerikanische Gesellschaft noch heute Enklaven oder *Subkulturen* religiöser Natur, die die alten puritanischen und pietistischen Tugenden von persönlicher Frömmigkeit, von Fleiß und sozialer Verantwortung in unkonventioneller Weise praktizieren, selbst wenn dies zu Widersprüchen mit den Gesetzen der Mehrheitskultur führt. Ich denke an die „Amish“, eine mennonitische, aus dem deutschsprachigen Kulturraum stammende Sekte, die in eigenen Dörfern in Pennsylvania wohnt und die Lebensweise ihrer Vorväter ohne Rücksichtnahme auf die Erfordernisse der modernen Industriegesellschaft verfolgt.

Allgemein läßt sich feststellen, daß die Stellung der Mehrheitskultur gegenüber Einwanderungen größeren Ausmaßes zwischen den Extremen einer demokratischen und einer elitären Interpretation Amerikas als des „gelobten Landes“ schwankte. In Krisenzeiten überwog die Idee einer Gefährdung der amerikanischen Gemeinsamkeiten durch neue Einwanderer. So führten die ersten katholischen Masseneinwanderungen zu einer Reihe aufsehenerregender antikatholischer Schriften, darunter das 1834 von dem Erfinder des telegraphischen Codes, Morse, verfaßte Pamphlet „A Foreign Conspiracy against the Liberties of the United States“. Antikatholische Mobs wurden aktiv. 1844 gingen in Philadelphia ein Priesterseminar und zwei Kirchen in Flammen auf; 1855 wurden in Louisville, Ky., nahezu 100 Katholiken umgebracht.

Gegen Ende des letzten Jahrhunderts waren es vor allem die „*Populists*“ und die „*Progressive Party*“, die in der neuen industriellen Gesellschaft die alten, aus dem ländlichen Amerika stammenden Tugenden der individuellen Selbständigkeit und der sozialen Verantwortung teils durch fortschrittliche Gesetzgebung, teils durch Einschränkung der Einwanderung erhalten und erneuern wollten. Kamen doch die meisten Einwanderer der damaligen Zeit aus Verhältnissen, die der amerikanischen Tradition diametral gegenüberstanden. Sie verließen eine sogenannte geschlossene Gesellschaft, um in eine offene, mobile Gesellschaft einzutreten, wo selbst religiöse Zugehörigkeit als eine Folge individueller gesellschaftsvertraglicher Entscheidung galt. So konnte Jack London in seinen Romanen gegen die Bastardisierung Amerikas durch Einwanderer

derer aus Süd- und Osteuropa agitieren. Dazu kam, daß man für die damaligen, gelegentlich blutigen Auseinandersetzungen zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern kleinere Gruppen sozialistischer und anarchistischer Einwanderer verantwortlich machte.

Eine Anzahl von Versuchen wurde unternommen, die Einwanderung bzw. die politische Gleichstellung der Eingewanderten zu beschränken. Schon während der Unabhängigkeitskriege war die Wartefrist vor der Naturalisierung eines Einwanderers vorübergehend von 2 auf 14 Jahre erhöht worden. In den 20er Jahren unseres Jahrhunderts wurde ein Quotensystem eingeführt, das erst vor wenigen Jahren liberalisiert wurde.

Man darf in diesem Zusammenhang nicht vergessen, daß nicht nur Amerikaner englischen Ursprungs gelegentlich starke Ressentiments gegen bestimmte Bindestrich-Amerikaner hegten, wie etwa Präsident Wilson zur Zeit des ersten Weltkriegs gegen die Deutsch-Amerikaner, sondern daß gerade in Zeiten wirtschaftlicher Schwierigkeiten auch die schon stärker akkulturierten ethnischen Gruppen ihre oft noch prekäre wirtschaftliche Stellung und ihr ebenso prekäres Amerikanertum gegen spätere Einwanderer zu verteidigen suchten. So gab es ernste Auseinandersetzungen zwischen Italo-Amerikanern und Amerikanern irischer Herkunft, nicht zu reden von der Animosität zwischen Polizisten irischen Ursprungs und Negern, oder von den Ressentiments polnisch-amerikanischer oder italo-amerikanischer Industriearbeiter gegen die Konkurrenz von seiten der schwarzen Arbeiter, Ressentiments, die heute in einer überdurchschnittlichen Präferenz für rechtsradikale Kandidaten zum Ausdruck kommt.

Idee und Wirklichkeit

Betrachten wir nun die Geschichte der Vereinigten Staaten, die wir bisher unter den Gesichtspunkt der Beziehungen zwischen den Phänomenen von Einheit und Vielfalt subsumierten, unter dem Gesichtspunkt der Beziehungen zwischen Idee und Wirklichkeit, so empfiehlt es sich, sich auf die Idee des modernen *Naturrechts* zu konzentrieren. Philosophisch gesehen ist das Naturrecht jener Komplex von Rechten und Gesetzen, der ontologisch und chronologisch vor den positiven, d. h. vor den von Menschen geschaffenen Gesetzen rangiert. Thomas von Aquin nannte das Naturrecht jenen Teil des ewigen, göttlichen Gesetzes, den die menschliche Vernunft zu erfassen vermag. Diese Fähigkeit zur Erkenntnis ist, im Gegensatz zum Naturrecht, selbst historischem Wandel unterworfen. So ist das für Amerika maßgebliche, naturrechtliche Denken eng mit der englischen Aufklärung verbunden. „Enlightenment“ wiederum drückt, im Gegensatz zum deutschen Terminus „Aufklärung“, nicht nur das freie Suchen nach Wahrheit im Sinn universaler menschlicher Bildung aus, ein Suchen, das den tradierten Glaubensinhalten zuweilen feindlich gegenüberstehen mag, sondern auch religiöse Erfahrung im Sinn der Erleuchtung.

Konkret sehen Amerikaner naturrechtliches Denken in der *Unabhängigkeitserklärung* und in der *Verfassung* niedergelegt. Die Unabhängigkeitsbewegung wurde im Namen der Gesetze der Natur bzw. des Schöpfers der Natur unternommen. Über ihre Gründe wurde die Menschheit aus einem „decent respect to the opinions of mankind“ aufgeklärt. Sie bedeutet ausdrücklich eine Rückkehr zu jenen im Gewohnheitsrecht, also in einer Art von evolutionärem Naturrecht verbrieften Rechten eines jeden englischen Bürgers – gleichviel, ob er im Heimatland oder in den Kolonien wohnte –, Rechten, die ihm von der englischen Regierung zu Unrecht entrissen worden waren. Die Verfassung, die 13 Jahre nach der Unabhängigkeitserklärung in Kraft trat, wurde als einmaliger und in ihrem Wesen unabänderlicher Ausdruck naturrechtlichen Denkens betrachtet, so daß sie für die Mehrzahl der Amerikaner weit mehr als ein staatsrechtliches Dokument bedeutet.

Es fragt sich nun: Wie wurden in der politischen und sozialen Praxis die in den genannten Dokumenten niedergelegten Ideen artikuliert, verbreitet und verwirklicht? Hier waren es vor allem die großen, mit einem gewissen Charisma begabten Präsidenten, die in einer gegebenen Situation zeitlose Prinzipien und Aspirationen als Grundlage für das unmittelbare Tun zu formulieren suchten. In jüngster Zeit gesellten sich ihnen politische und soziale Führer wie Robert Kennedy und Martin Luther King hinzu.

Was endlich die Verwirklichung der grundlegenden amerikanischen Ideen betrifft, so hat es wohl immer Teile der Bevölkerung gegeben, die diese als gleichsam von Ewigkeit her oder wenigstens seit der Gründung der Vereinigten Staaten verwirklicht ansahen. Ihnen ging es lediglich darum, die Institutionen, die diese Verwirklichung garantierten, einschließlich des Besitzes der Freiheit als eines amerikanischen „birth right“ gegen äußere und innere Feinde zu verteidigen. Für die Mehrzahl der Amerikaner hat es sich dagegen meist um einen zweifachen Prozeß gehandelt: um die Verwirklichung jener Aspirationen und Rechte im individuellen und sozialen Alltag und um die Selbstverwirklichung des Menschen und die Lösung seiner Probleme eben im Sinn jener Ideen. Dies entspricht dem amerikanischen Pragmatismus, der somit nicht eine von allgemeinen anthropologischen und naturrechtlichen Vorstellungen isolierte Methode bedeutet, sondern Handlungs- und Verfahrensweisen, bei denen etwa im aristotelischen Sinn *causa finalis* (hier Vorstellungen und Aspirationen) und *causa efficiens* (hier Instrumente der Verwirklichung) aufs engste verbunden sind.

Viele Amerikaner waren sich von Anfang an der in der Dialektik von Idee und Wirklichkeit begründeten Schwierigkeiten voll bewußt. Die mangelnde Verwirklichung der gemeinsamen Aspirationen wurde besonders in den letzten hundert Jahren einer strengen Kritik unterworfen. In der Geschichte der amerikanischen Selbstkritik lassen sich allgemein *vier Phasen* unterscheiden. Ich erinnere als erstes an die immer wieder zum Durchbruch kommenden „revivals“, jene nicht selten von Studenten der besseren Colleges angeregten Erweckungsbewegungen, die die Gesellschaft durch die Konversion des einzelnen und der daraus folgenden größeren sozialen Verantwortung zu ihrer

eigentlichen Aufgabe zurückführen sollten. Einen zweiten Typ von Sozialkritik stellen die *klassischen Schriftsteller* Amerikas dar, die vor allem mit den Begleiterscheinungen der puritanischen Tradition streng ins Gericht gingen. So zeigte Nathaniel Hawthorne in „The Scarlett Letter“ die Härte und gelegentliche Unmenschlichkeit der frühen Puritaner, Hermann Melville in „Moby Dick“ die Monomanie des Captain Ahab, die ihn die Interessen der Besitzer des ihm anvertrauten Schiffs sowie das Wohlergehen der ihm unterstellten Mannschaft vergessen läßt. Henry James beschrieb in der Konfrontation von Amerikanern mit Europa die Naivität und gelegentliche Primitivität seiner Protagonisten gegenüber einer im Schönen wie im Bösen soviel weiter entwickelten europäischen Welt. Ein dritter Typ wären *Transzendentalisten* wie Henry David Thoreau, wohl der erste „drop out“ der amerikanischen Geschichte, die nichts mit der Sklaverei und den Übeln der frühen Industriegesellschaft zu tun haben wollten. Endlich wäre die intensive *Sozialkritik* zu nennen, die seit den „muckrakers“, den sozialkritischen Journalisten und Schriftstellern des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, bis zu Andrew Hackers „Das Ende der amerikanischen Ära“ die Diskrepanz zwischen Idee und Wirklichkeit auf den verschiedensten Gebieten des amerikanischen Lebens aufdeckten.

Die Sozialkritik wiederum führte zu jener langen Kette *sozialliberaler Gesetzgebung*, mit der wir die Namen der Präsidenten Theodore und Franklin D. Roosevelt, Harry S. Truman, John F. Kennedy und Lyndon B. Johnson verbinden. Dieser politische Liberalismus kann als moralisches Äquivalent der um die Jahrhundertwende zu Ende gegangenen „frontier“ bezeichnet werden. War es die Aufgabe des einzelnen gewesen, sich an der ländlichen Frontier zu bewähren, so wollten die sozialliberalen Kritiker und Politiker einer möglichst großen Anzahl von Menschen in der nunmehr verstädterten, industriellen Gesellschaft gleiche Chancen des Verdienstes und der persönlichen Entwicklung einräumen. Ein Übergang zu einem neuen Liberalismus schien sich unter John F. Kennedy und Robert Kennedy anzubahnen, als man versuchte, den reinen Individualismus durch die Erfahrung der „community“ abzulösen, und diese etwa mit Hilfe des Friedenscorps und des Vista-Programms auf das Gebiet der äußeren und inneren Entwicklungspolitik zu übertragen.

Krise des Liberalismus

Man geht meines Erachtens nicht fehl, wenn man die gegenwärtige Situation der Vereinigten Staaten als eine Krise des Liberalismus, genauer des Sozialliberalismus, bezeichnet. In der Geschichte Amerikas müssen wir zwei Arten von Liberalismus unterscheiden, die sich nicht immer freundlich gegenüberstanden: den *wirtschaftlichen Liberalismus* des Laissez-faire, und den schon erwähnten *Sozialliberalismus*. Das Laissez-faire war auf der Idee des „enlightened interest“, auf dem aufgeklärten Eigeninteresse des einzelnen aufgebaut, das gleichsam automatisch Dienst am Gemeinwohl bedeuten

sollte. Dieser Überzeugung wurde zur Zeit der wirtschaftlichen Expansion nach dem Bürgerkrieg durch den von England eingeführten Sozialdarwinismus im Sinn einer vulgärnaturrechtlichen Anschauung unterstützt, die Andrew Carnegie in Herbert Spencer den großen Propheten des ungehemmten Kapitalismus feiern ließ. Diese Ungehemmtheit wiederum, die immer mehr einem unsozialen Profitdenken als einem aufgeklärten Interesse entsprach, wurde von der „Social Gospel-Bewegung“ gerügt und bekämpft, die den Darwinismus auf das Tierreich beschränkt sehen wollte und es als Pflicht des religiös und ethisch aufgeklärten Menschen betrachtete, die schwächeren Glieder der Gesellschaft gegen den Egoismus der Starken und Rücksichtslosen zu verteidigen. Das Resultat dieser und ähnlicher Bewegungen war jener Sozialliberalismus, der sich für die Verwirklichung der Rechte der großen Mehrheit der Bürger einsetzen wollte.

Die Problematik des Laissez-faire war nicht nur innenpolitisch, sondern auch außenpolitisch schon spätestens seit der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts augenscheinlich geworden. *Innenpolitisch* spielte das Ende der „frontier“, des Vorhandenseins von billigem Land, eine Rolle, das es auch den Ärmern unter den Unternehmungslustigen erlaubt hatte, akutem Sozialkonflikt zu entrinnen. Vor allem aber war es die Größe der neuen Industriekomplexe, die zuerst durch die Brutalität des Unternehmers, etwa durch den Einsatz einer privaten Miliz, später durch die Anonymität des Verwaltungsapparats echte Initiative und echte Teilnahme am Entscheidungs- und Produktionsprozeß für die überwiegende Mehrzahl der Arbeiter und Angestellten unmöglich machte. Gleichzeitig wurde die Natur, die einst Mittel persönlicher Selbsterhaltung und Selbstverwirklichung gewesen war, in einer Weise vergewaltigt, daß sie heute wie Ahabs weißer Wal dämonisch aufbegehrt und als geschändete Welt oder Umwelt die Menschheit zu zerstören droht.

Außenpolitisch führten die expansiven Interessen des Laissez-faire zu einer Anzahl militärischer Aktionen, am offensichtlichsten in Lateinamerika. Hier ging es vor allem um die Nutzung billiger Arbeitskräfte und Rohmaterialien, die durch die Zusammenarbeit mit oligarchischen Regierungen, die den Schutz der Vereinigten Staaten gegen ihre eigenen Bürger genossen, ermöglicht wurde. Von einer Wahrung oder Erweiterung der Menschenrechte im Sinn des ursprünglichen Credo des Liberalismus konnte keine Rede sein. Solch eine Erweiterung schwebte dagegen den Anhängern der sozialliberalen Regierungen vor, als sie sich mit großem propagandistischen Elan an Kriegen außerhalb der westlichen Hemisphäre beteiligten. Ihr Motto im ersten Weltkrieg war „to make the world safe for democracy“. Im zweiten Weltkrieg ging es im Namen der „Four Freedoms“ gegen den Faschismus, im Krieg in Korea und Vietnam um die Eindämmung des Kommunismus, der als monolithische, einen Universalanspruch erhebende Doktrin interpretiert wurde, die Amerikas eigenen Universalanspruch, ja die Existenz der amerikanischen Philosophie und Amerikas Existenz selbst in Frage stellte.

Der wirtschaftliche Liberalismus des Laissez-faire konnte bis vor kurzem als durch den Sozialliberalismus abgelöst gelten. Die Vertreter des alten Laissez-faire, etwa Se-

nator Goldwater, hatten ein Element in der Bevölkerung angesprochen, das sich in einer überorganisierten und übersozialisierten Gegenwart nach den guten alten Zeiten Amerikas, des Amerika der ländlichen „frontier“ sowie des industriellen „free enterprise“, sehnte. Als konservative Republikaner sahen sie sich jedoch innerhalb ihrer eigenen Partei einem Gegengewicht gegenüber, nämlich den wirtschaftlich Mächtigen aus den alten Familien und Colleges Neu-Englands, die die Tradition sozialer Verantwortung längst im Sinn eines sozialliberalen Gönnertums und einer modernen politischen Betätigung verstanden.

Die *Krise des Sozialliberalismus* ist zum Teil eine Frage der Methode, betrifft jedoch, bei der engen Beziehung zwischen Aspiration und der Art ihrer Verwirklichung, auch Ziele und Aspirationen selbst. Dies ist auch der Grund, warum die Kritik am Krieg in Vietnam eine Kritik an den Grundprinzipien des gesamten amerikanischen Experiments impliziert. Die traditionellen Methoden des Sozialliberalismus – die soziale Gesetzgebung, die Anrufung des Obersten Bundesgerichtshofs, das Führen antitotalitärer Kriege – scheinen mit den gewichtigsten Problemen unserer Zeit nicht mehr fertig zu werden. Dazu gesellt sich der ernste Zweifel an jenem Teil des amerikanischen Credo, der sich auf den gleichsam automatisch funktionierenden Mechanismus der Selbstkorrektur innerhalb des Systems bezieht. Denn die in der Verfassung vorgesehene Gewaltenteilung sowie das System der „checks and balances“ haben nicht die Machtanballung verhindert, die Präsident Eisenhower warnend als „military-industrial complex“ bezeichnete. Die Vielfalt konkurrierender Interessen scheint nicht mehr zu jenem Ausgleich zu führen, der mit dem Gemeinsinn identisch ist. Die Kriege in Korea und Vietnam haben Amerika, das einst im Sinn der Verneinung willkürlicher Macht gegründet worden war, in eine von ideologischen Interessen bewegte Weltmacht verwandelt.

Wir können hier von einer Erstarrung der Dialektik von Idee und Wirklichkeit sowie von einer Verkümmernng des ursprünglichen Pragmatismus sprechen. Denn die Dialektik von Idee und Wirklichkeit, von Naturrecht und positiven, geschichtlichen Gegebenheiten hatte diese Gegebenheiten immer nur als provisorisch, als im dialektischen Prozeß auflösbar, betrachtet. Mit der Erstarrung der Dialektik ist einerseits die Idee zur Ideologie geworden, andererseits wurden die Wirklichkeiten zu unauflöslchen Fakten. Gleichzeitig verkümmerte der Pragmatismus zu einem lediglich funktionellen und instrumentalen Denken, das nicht mehr gebunden war an eine politisch-ethische Vision.

Führende Männer, die die traditionellen Aspirationen mit neuen Formen der Verwirklichung in Verbindung gebracht, die es verstanden hatten, sich mit den Menschen zu identifizieren, welche bisher von einem gerechten Maß der Verwirklichung ausgeschlossen waren, waren aus dem kranken und rabiaten Untergrund der Gesellschaft ermordet worden. An ihre Stelle traten Personen, die in erschreckender Weise jedes Charisma entbehren und deren jedes noch so wohlgemeinte Wort wie eine schauerliche Plattitüde klingt.

Dazu kommen innerhalb und außerhalb Amerikas eine Reihe neuer *beunruhigender Erfahrungen*. In Amerika selbst scheinen sich die Gegensätze zwischen krasser Armut und verschwenderischem Reichtum immer mehr zu verhärten. Noch vor weniger als einer Generation waren es Europäer, die aus bedrückenden politischen und sozialen Verhältnissen kommend von der Gleichheit der Aufstiegschancen in Amerika träumten. Heute betrachten viele Amerikaner die relative politische Ruhe und die wirtschaftliche Prosperität in Mittel- und Nordeuropa mit einer Art verblüffter Bewunderung. Ausfuhr von amerikanischem Kapital und „know-how“ hält zwar noch an, aber dieses „know-how“, einst Pendant der amerikanischen Bewährungsphilosophie und Zeichen einer demokratischen und offenen Gesellschaft, das dem traditionsgebundenen Handwerkertum des traditionellen Europa als beispielhaft gegenübergestellt worden war, hat seine wunderwirkende Kraft zu einem großen Teil verloren. Dazu kommt, daß gewichtige soziale Mißstände seit Jahrzehnten von der Mystik des „American Dream“, der lautstarken Ideologie der Gleichheit der Chancen, verdeckt worden waren. Diese Mißstände kommen heute mit dem Infragestellen dieser Mystik deutlich zum Vorschein. So finden wir im Zentrum der Städte eine Bevölkerungsdichte, die in krassem Widerspruch steht zur vielgepriesenen Weite des Kontinents und für den einzelnen gleichzeitig Gedrängt- und Isoliertsein bedeutet. Dabei ist die Vielfalt der von der modernen Gesellschaft entwickelten Integrationsmethoden – von „public relations“ zu „guidance counselling“ zu „participatory management“ – keineswegs imstande, dem einzelnen zu jener Verbindung von persönlicher Identität und Partizipation zu verhelfen, die seinem Leben Sinn und Richtung geben und einen Ersatz für jene früheren Phasen der Identitätssuche bilden könnte, die in den Worten „frontier“ und „hyphenated American“ zum Ausdruck kamen.

Das Versagen der sozialliberalen Methoden tritt vor allem angesichts der *nicht-weißen Minderheiten* hervor. Bei der Akkulturation der ethnischen Einwanderer konnte man von einer Dialektik von Einheit und Vielfalt sprechen, wobei man Einheit mit den gemeinsamen Aspirationen der Amerikaner identifizierte und Vielfalt mit den spezifischen geschichtlichen Gegebenheiten der ethnischen Gruppen. Auch hier galten kulturelle und soziale Gegebenheiten nur als ein provisorisches Hindernis, als eine provisorische Negation im Prozeß der Akkulturation und der gleichzeitig erfolgenden Verwirklichung individueller Menschenrechte. Heute wird sich immer noch dieser oder jener Bewohner des Ghettos in die Mehrheitskultur hineinretten können; das Ghetto als solches aber bleibt bestehen. Die Integration von Schulen wird schneller oder langsamer vorangetrieben werden; das Problem der Identität des Negers wird dadurch allein wohl keiner Lösung näherkommen.

Man darf auch nicht übersehen, daß es sich bei den liberalen Gesetzgebungen des letzten Jahrzehnts trotz allen guten Willens von seiten des Gesetzgebers um eine Art paternalistischer Betätigung handelte, bei der sich die Nutznießer der neuen Gesetze im wahrsten Sinn des Worts als Objekte vorkamen. Der politisch aktive Teil der schwarzen Bevölkerung lehnt heute eine solche Verdinglichung ab. Sie wollen mit

eigenen Zielvorstellungen und Verwirklichungsversuchen Geschichte machen. Bei der Entwicklung eines solchen Bewußtseins spielten bisher Schriftsteller wie Baldwin und Ellison, Malcolm X und Cleaver eine bedeutende Rolle, indem sie das Elend der Schwarzen in der weißen Welt, einschließlich ihrer Nichtidentität, beschrieben und die poetische Kraft der Darstellung in den Dienst einer neuen Politik stellten. Der Bewohner des Ghettos, als unfreiwilliger Sklave in der amerikanischen Gesellschaft, ausgeschlossen von „frontier“, Mobilität, Akkulturation, konnte nicht hoffen, seine eigene Identität zu finden. Deshalb versuchte er sich mit außeramerikanischen Bewegungen in Verbindung zu setzen, mit afrikanischer Kultur, mit der Dritten Welt, mit den Vertretern des Klassenkampfes. Und er hegte die Hoffnung, daß Amerika selbst eines Tages eine Umkehr vollziehen würde, die auch der nicht-weißen Bevölkerung eine eigene Identität und volle Partizipation erlauben würde.

In diesem Licht gesehen mußte der alte Sozialliberalismus, der als unbestechlicher Verfechter einer universalen Idee gegolten hatte, als ein „Establishment“, als ein System der Verteidigung der Privilegien einiger gegen die Rechte aller erscheinen. Diese Kritik wurde nicht nur von den Anhängern der „Neuen Linken“ erhoben, sondern auch von jenem anti-liberalen „Populismus“, der im Namen einer „silent majority“ die Interessen des gesunden Volksempfindens gegen den Snobismus einer geistigen und wirtschaftlichen Elite zu vertreten vorgab. All dies geschah zu einer Zeit, da das liberale Establishment auf den drei Gebieten, auf denen es über eine Generation lang entscheidenden Einfluß ausgeübt hatte – in der Bundesregierung, den Universitäten, den größeren evangelischen Kirchen – in spektakulärer Weise an Macht verlor. Die Sozialliberalen haben die meisten ihrer Beraterfunktionen in der Regierung eingebüßt. Die Universitäten wurden durch die Rebellion der Studenten und dem nicht selten damit verbundenen Rückgang privater Stiftungsgelder geschwächt. Der Krieg in Vietnam hat gleichzeitig die Rüstungsforschung und die dadurch bedingte finanzielle Abhängigkeit mehrerer der größten Universitäten von der Bundesregierung gestärkt. Die liberalen evangelischen Kirchen haben entweder an Zulauf verloren oder haben sich radikalisiert.

Neue Versuche der Aufklärung

Wir versuchten bisher, aus der Geschichte Amerikas Licht auf seine heutige Situation zu werfen. Dabei bedienten wir uns vor allem der Begriffspaare Einheit und Vielfalt, Idee und Wirklichkeit. Jetzt handelt es sich darum, zu sehen, welche Schlüsse sich daraus für die Zukunft ziehen lassen.

Ein Studentensprecher hatte auf dem Höhepunkt der Unruhen in Berkeley die Frage aufgeworfen, ob es sich für die ethnischen Minderheiten und sonstige „outsiders“ noch lohne, zu versuchen, in das bestehende amerikanische System einzudringen. Die Weltöffentlichkeit fragt heute, ob man Amerika noch als konstruktive Kraft ernst nehmen

könne, oder ob man es vielmehr als eine moralische Gefahr für die übrige Welt betrachten müsse. Im besonderen: Ist die amerikanische Demokratie noch glaubwürdig, wenn man etwa die Lage in Indochina oder in den Ghettos betrachtet? Kann Amerika den wachsenden Konflikt in seinem Inneren zwischen einer extremen Linken und den von Rechtsextremisten unterstützten Kräften der Unterdrückung überleben? Ist die Zahl der von allen Amerikanern anerkannten Gemeinsamkeiten unter das für das Fortbestehen der Nation notwendige Minimum gesunken?

Ich selbst möchte hier drei Überzeugungen zum Ausdruck bringen. Erstens: Die Antwort auf die Frage nach dem Fortbestehen Amerikas scheint mir noch durchaus offen zu sein. Zweitens: Das „Nein“, das heute so oft auf diese Frage zu hören ist, scheint mir u. a. auf einem ernsten Mißverständnis zu bestehen, nämlich der Gleichsetzung des liberalen Establishments, des Symptoms der ideologischen Erstarrung des Sozialliberalismus, mit dem modernen naturrechtlichen Denken selbst. Drittens: Der Aspekt des inneren Konflikts des heutigen Amerika, der uns am meisten berührt, findet eigentlich nicht zwischen Klassen, auch nicht zwischen Rassen statt, sondern zwischen denen, die es wagen, sich mit einer erweiterten oder verschärften „awareness“ oder „consciousness“ den Problemen unserer Zeit zu stellen, und denen, die es verstehen, aus Unsicherheit und Angst eine „obtuseness“, einen Mangel an sozialem Wahrnehmungsvermögen zu entwickeln, der erlaubt, die Probleme zu ignorieren oder in verfälschter Einfachheit zu sehen.

Mit der Krise des liberalen Establishments und der von ihm dargestellten Form der Aufklärung und des naturrechtlichen Denkens kommen in der Tat neue Versuche der Aufklärung – im gängigen Jargon der „Bewußtseinserweiterung“ – sowie neue Versuche der Verwirklichung des Naturrechts zum Vorschein. Es handelt sich einerseits um eine meist unpolitische „awareness“, um die ästhetisch-mystische Sensibilität der Beats und Hippies, andererseits um Formen politischer „consciousness“, die von marxistischen und anarchistischen, aber auch ideologisch ungebundenen radikalen Gruppen praktiziert werden. Im Zusammenhang mit der Hippie-Gegenkultur spricht Daniel Bell von einer „extreme disjunction between the culture and the social structure, the one devoted to apocalyptic attitudes, the other to technocratic decision-making“. Diesen „change in cultural sensibility“ sieht er als das wichtigste gesellschaftliche Phänomen unserer Zeit.

Diese Sensibilität ist in einem spezifischen Sinn Protest gegen die Unmenschlichkeit einer Gesellschaft, deren Rundfunkstationen jede Stunde von „body-count“ und „kill-ratio“ sprechen, von der Zahl der in Vietnam getöteten „Roten“ und dem Verhältnis dieser Zahl zu der der eigenen Gefallenen. Sie ist in einem allgemeinen Sinn ein Protest gegen die fortgeschrittene Industriegesellschaft mit ihrer Verdinglichung des Menschen und seines Lebens durch den objektivierenden Verstand; sie ist ferner ein Versuch der Flucht vor dem Überfluß und der Armut einer materiellen Kultur, vor dem allein durch funktionelle Leistung bestimmten Ich, in neue Formen der Wirklichkeitserfahrung im Sinn fernöstlicher Meditation und Riten, der Freilegung verdrängter oder

vergessener Kulturen, und in eine durch Drogen eröffnete, der landläufigen Erfahrung und wissenschaftlichen Forschung bisher verschlossene Welt.

Die von der Gegenkultur betriebene Aufklärung trägt freilich eine Anzahl gravierender Widersprüche in sich. Sie strebt im traditionellen amerikanischen Sinn eine Rückkehr zu einfachen, fast selbstgenügsamen Gemeinschaften an, ist dabei jedoch nicht selten von der finanziellen Hilfe der wohlhabenden Eltern aus dem liberalen Establishment abhängig. Sie sucht nach einer reicheren, vielschichtigeren, natürlicheren Wirklichkeit und verliert sich in eine von Drogen evozierte phantastische Welt. Sie sucht Freiheit von den Zwängen eines nur auf Leistung und Profit eingestellten materialistischen Systems und wird selbst Sklavin von Mode und Kommerzialisierung, von Süchtigkeit und der sie ausbeutenden Händler.

Während die Anhänger der Gegenkultur ihre Seligkeit in einer erweiterten Sensibilität suchen, sehen die marxistischen Gruppen der „Neuen Linken“ in der heutigen Krise Amerikas das notwendige Resultat der Entwicklung einer spätkapitalistischen Gesellschaft. Es ist das Kapital, es sind die in Amerika vorherrschenden Besitz- und Produktionsverhältnisse, die die Konflikte im Innern und nach außen bestimmen und die Verwirklichung der Menschenrechte verhindern. Begriffe wie Akkulturation oder Kultur selbst werden als ideologischer Überbau und Zeichen eines falschen Bewußtseins angesehen, das es durch die wissenschaftlichen Methoden des Marxismus zu überwinden gilt. Anstelle der vermeintlichen Möglichkeiten der Selbstkorrektur des Systems muß die revolutionäre Zerstörung des Systems treten. Ich frage mich, ob es sich hier nicht um eine unzulässige Vereinfachung handelt, um eine Art des monokausalen Denkens, das psychologisch verständlich ist, der Komplexität der Wirklichkeit und den Anforderungen des Humanen jedoch nicht entspricht. Man wird sich fernerhin, gerade angesichts des weitverbreiteten Strebens nach Transparenz, nach „participatory democracy“ fragen müssen, ob der Kampf gegen das „falsche Bewußtsein“ nicht nur ein Alibi einer elitären, den Problemen des Alltags oft recht fremd gegenüberstehenden Minderheit ist.

Eine besondere Rolle spielt die *Black-Power-Bewegung*. Für die Bewohner des Ghettos ist persönliche Identität nicht wie bei anderen ethnischen Gruppen durch geschichtliche Kontinuität mit dem Ursprungsland und seiner Kultur und durch die Möglichkeit individueller Akkulturation gegeben. Bei der schwarzen Bevölkerung Amerikas wurde diese Kontinuität durch die Sklaverei unterbrochen und ein geschichtliches Eigenverständnis für lange Zeit verdrängt, während der einzelne in Ellisons Worten ein unsichtbarer Mensch und nur durch seine kollektive Zugehörigkeit, durch seine lange als Negativum betrachtete Farbe, sichtbar ist. Die heutige Bestimmung einer Identität nimmt schon deshalb die Form von „power“, von Selbstbehauptung als solcher an, weil der Inhalt dieser Identität noch keineswegs gesichert ist, ganz abgesehen von der Tatsache, daß die Vorurteile, Interessen und Ressentiments weiter Teile der weißen Bevölkerung das Suchen des Negers nach Identität gleichzeitig zu einem unmittelbaren Kampf der Selbsterhaltung machen.

Die Mehrzahl der politisch radikalen Kräfte im heutigen Amerika ist wohl ideologisch ungebunden. Es handelt sich, wie bei vielen der ideologisch ungebundenen Linken, meist um Söhne und Töchter aus dem liberalen Establishment. Wie eine Anzahl von Studien zeigt, stimmen sie mit den Grundaspirationen ihrer Eltern überein. Ihre Opposition gegen den „schmutzigen“ Krieg in Vietnam drücken sie, ihrem Alter gemäß, in Formen des passiven oder aktiven Widerstands aus, wie Wehrdienstverweigerung oder Behinderung des Werbe- und Einberufungsapparats des Militärs, während die Väter Petitionen unterzeichnen und Aufsätze gegen den Krieg schreiben. Über die Tatsache des Rechts, ja der Pflicht des Widerstands gegen ein Unternehmen, das die naturrechtlichen Grundlagen Amerikas verletzt und durch diese Verletzung die Legitimität und die Existenz der Vereinigten Staaten selbst in Frage stellt, besteht Einmütigkeit.

Was die Jugend, oft im Gegensatz zu den Älteren, in Frage stellt, ist der noch weiterwirkende Laissez-faire-Aspekt des Liberalismus, der Profit und wirtschaftliches Wachstum betont und dadurch in ihrer Sicht zur Verelendung der Massen im eigenen Land und in der übrigen Welt sowie zur physischen und moralischen Verpestung dieser Welt beiträgt. Da sie meist die besseren Colleges und Universitäten, mit ihren Traditionen der „humanities“ und der „social sciences“, mit dem Primat der Geisteswissenschaften und der aus ihnen folgenden sozialen Verantwortung, absolviert haben, kämpfen sie gegen die rein funktionale Integrierung der technologisch beherrschten Gesellschaft und für eine Ordnung, die ein Teilnehmen an allen wesentlichen Entscheidungen erlaubt. Zu solchen Entscheidungen gehört es, die sozialen und politischen Prioritäten zu bestimmen und die Ziele der Produktion sowie die Verteilung des Mehrwerts festzulegen. Die Kritik, die in diesem Zusammenhang am Leistungsprinzip geübt wird, impliziert, daß Leistung als Selbstzweck oder als abstraktes Prinzip nur einen Offenbarungseid des Systems, das sie verlangt, bedeutet. Die kritische Jugend glaubt ferner, daß die ethische Verpflichtung, die der älteren Generation aus dem Ertrag der Leistung im Sinn der puritanischen „stewardship“ erfolgte, nicht mehr der Gegenwart entspricht. Die liberalen Eltern haben ihr Geld durch Stiftungen für wohltätige Zwecke, für soziale und wissenschaftliche Einrichtungen der Gesellschaft gleichsam zurückgegeben. Die Jugend glaubt nicht an diese Trennung von Erwerb im Zeichen persönlicher Tüchtigkeit und sozialbewußter Restitution eines Teils des Erworbenen. Sie faßt Arbeit selbst als Dienst an der Gesellschaft auf. Man findet deshalb z. B., daß ein großer Teil der Söhne und Töchter des linken Establishments in „slum“-Schulen unterrichtet oder sich mit geistig oder körperlich behinderten Kindern beschäftigt. Sie identifizieren sich in exemplarischer Weise mit Situationen, die eines persönlichen Dienstes bedürfen.

Man kann hier vielleicht drei Stadien der jüngeren Entwicklung unterscheiden: eine Generation des Ohne-Mich, der politischen Abstinenz; eine Generation des politischen Engagements, das eine vor allem emotionale Identifizierung mit den Unterdrückten der Dritten Welt und deren revolutionären Exponenten bedeutete; und neuestens eine Generation junger Menschen, die über das rein politische Engagement hinaus nicht nur

das Leiden der Opfer auf sich nehmen, sondern auch die Verantwortung für das, was dieses Leiden hervorruft. Ein gläubiger Christ könnte darin eine Analogie im menschlichen Bereich zum Leiden Christi, eine *Imitatio Christi* im modernen Sinn sehen. Daß nicht nur die Schuld im einzelnen selbst, sondern auch in einer sozialen oder politischen Ordnung liegen kann, hebt den religiösen Charakter dieser Identifizierung nicht auf. Diese Tatsache fügt lediglich eine politische Komponente, etwa des Versuchs der Umstrukturierung einer Gesellschaft hinzu. Persönliches Opfer und radikale strukturelle Veränderung stehen sich nicht mehr fremd oder gar feindlich gegenüber.

Wie erwähnt, steht den neuen Formen der Aufklärung, von der unpolitischen „*awareness*“ zur politischen „*consciousness*“, eine Art von „*obtuseness*“, eine instinktive oder gewollte Insensibilität gegenüber. Diese wird teilweise aus der Erfahrung des Alltags genährt. Viele Menschen sind zu sehr mit der Vielfalt der Probleme des Alltags beschäftigt, um sich zuzutrauen, sich mit diesen Problemen – ihren tieferen Gründen und möglichen langfristigen Lösungen – zu beschäftigen. Dies führt einerseits zu einer Privatisierung des Lebens, die dem traditionellen Interesse an „*civic participation*“ entgegengewirkt. Im eigenen Alltag mag es dazu führen, daß man den Nachbarn, der einem Anschlag zum Opfer fällt, verbluten läßt; im sozialen und politischen Leben zu einer Atrophie jener vielfältigen Übergänge und Vermittlungen zwischen dem „*civic life*“ der übersichtlichen Partizipation und der politischen Partizipation auf nationaler Ebene. So steht der Privatisierung des Lebens die globale und undifferenzierte Partizipation im Sinn einer absoluten Bejahung des nationalen Mythos gegenüber.

Es wäre falsch, die neue „*awareness*“ mit der sogenannten „Neuen Linken“ oder die „*obtuseness*“ mit der „*silent majority*“ zu identifizieren. Der Ausdruck „*silent majority*“ ist ein Instrument politischer Manipulation, die ein Konglomerat von Menschen verschiedenster Art, die momentan von ähnlichen Ängsten und Sorgen betroffen sind, in eine kohärente politische Macht verwandeln will. Man vergißt, daß es nach Aussage der Meinungsforscher heute auch andere Mehrheiten innerhalb des amerikanischen Volks gibt, Mehrheiten etwa, die für ein Ende des Kriegs in Vietnam oder für eine Kürzung des Wehretats plädieren. Man vergißt ferner, daß Mehrheiten in der amerikanischen Geschichte immer vorübergehende Koalitionen von Minderheiten waren. Dies traf auf so verschiedene Zeiten wie den „New Deal“ und die Epoche Joseph McCarthys zu.

Es ist bemerkenswert, daß neben dem „*liberal establishment*“, das gleichsam eine ideologische Fixierung der amerikanischen Aspirationen darstellt, der Ausdruck „*silent majority*“, ähnlich wie der „*consensus*“ Lyndon B. Johnsons, ebenfalls eine Ideologisierung der Einheit bedeutet. Es ist zu erwarten, daß die „*silent majority*“ ein ähnliches Ende wie der „*consensus*“ nehmen wird.

Heute freilich schmeichelt man der „*obtuseness*“, indem man von „*silent majority*“ spricht. „*Silent*“ suggeriert die Selbstverständlichkeit des gesunden Menschenverstands. Gleichzeitig suggeriert das Wort, daß diejenigen, die beruflich oder aus politischer

Überzeugung von den Problemen unserer Zeit oder den Fehlern der Regierung sprechen, durch ihre Kritik die eigentlichen Urheber dieser Probleme sind. Das Wort „Mehrheit“ erinnert an Demokratie; es postuliert, daß die Mehrheit immer richtig denkt und daß, wer richtig denkt, immer in der Mehrheit ist.

Die USA und Europa

Es gibt heute Autoren, die eine gewisse Ähnlichkeit zwischen dem Amerika der „silent majority“ und dem Deutschland der Weimarer Republik sehen: die undifferenzierte, emotionale Ideologie; das Gefühl von „frustration“ über verlorene oder nicht gewinnbare Kriege mit den dazugehörigen Dolchstoßlegenden; die Animosität gegen Intellektuelle und Angehörige anderer Rassen, die als Gefahr für das eigenständige, durch die widrigen Umstände der Zeit Bedrohte betrachtet werden; eine manipulierte, sich in plebiszitärer Freiheit dünkende Masse. Andererseits gab es in Deutschland nicht jene vielschichtige Tradition demokratischer Überzeugungen, Haltungen und Handlungsweisen, die auch in der heutigen Krise in Amerika noch lebendig ist und nach immer neuen Formen der Erprobung sucht. Man denke nur an die „civic initiatives“ eines Ralph Nader oder eines John W. Gardner oder an jenes Spektrum von Erfahrungen, Modellen, Experimenten, die wir mit den neuen Bewegungen ästhetisch-mystischer „awareness“ und politischer „consciousness“ verbinden. Auch kann man kaum von einer Heimatlosigkeit der Intellektuellen im Sinn Weimars sprechen. Denn für die große Mehrzahl der amerikanischen Sozialkritiker ist, trotz aller gelegentlichen Verzweiflung, der Glaube an die Gültigkeit, ja an die Verbindlichkeit der naturrechtlichen Grundlagen Amerikas kaum erschüttert.

Man mag sich fragen, ob man der sicher wohlwollend gemeinten Aufforderung, daß sich das Amerika von heute mit der Krise der Weimarer Republik beschäftige, um daraus etwaige Lehren zu ziehen, nicht die Aufforderung an unsere europäischen Freunde gegenüberstellen sollte, sich mit den Kräften in Amerika zu beschäftigen, die sich heute mit großer Hingabe und Vitalität um eine Erneuerung der amerikanischen Kultur und nicht zuletzt um neue Verwirklichungsformen der naturrechtlichen Grundlagen bemühen.